

kurzer Worterklärungen und grosser Abhandlungen von geradezu monographischer Breite. Die Auswahl der Stichwörter ist einleuchtend, die Mitarbeiter haben sich der häufig undankbaren Aufgabe, eine Materialsammlung, die für ein Buch oder doch einen grossen Aufsatz nicht zu gering wäre, auf so beschränktem Raum hinzubringen, meist mit Geschick entledigt. So ist das „Reallexikon“ schon heute zu einem der unentbehrlichen Standardwerke der deutschen Literaturwissenschaft geworden. Natürlich bleiben bei einem Werk, das mit einem Stab von hundert Mitarbeitern wohl an die tausend Stichwörter behandelt, noch hier und da Wünsche bestehen. Soweit sie grundsätzlicher Natur sind, sollen sie nach dem (hoffentlich baldigen) Abschluss des Werks ausführlich dargelegt werden. Die Feststellung ist indes schon heute erlaubt, dass der hier gewagte Wurf gelungen ist.

Berlin.

Richard Alewyn.

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde. I, 1 u. 2. Herausg. von Eugen Fehrle. Verlag Konkordia, Bühl. 274 S. 8°. Preis des Jahrgangs in 2 Heften M. 4.

Wir begrüssen die neue Zeitschrift, die unter der Leitung von Fehrle sicher ihren Weg machen wird. Sie nennt sich mit Bewusstsein nicht: Zeitschrift für oberdeutsche Volkskunde, sondern Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, d. h. sie will durchaus nicht bloss Oberdeutschland zum Gegenstand ihrer Betrachtung machen. Sie will nicht in erster Linie Rohstoff sammeln; sie bietet verarbeiteten Stoff und grundsätzliche Darlegungen. Sie übt vorsichtige Kritik, wie etwa Fehrles Aufsatz über die Predigtanweisung. Sie gilt nicht nur Glaube und Sitte oder volkstümlicher Ueberlieferung; sie kümmert sich auch in reichem Maße um volkstümliche Kunst wie die Kunst der Ziegler, die Zizenhauser Terrakotten oder um sprachliche Dinge wie die angeblich fränkische Mundarten in Oesterreich oder die schwäbische Geschlechtsnamenforschung, bis zu der freilich meine Erklärung der „Imperativnamen“ noch nicht gedrungen ist. In grossem Umfang werden Bücherbesprechungen und Anzeigen geboten.

Die neue Zeitschrift verdient jegliche Förderung und Unterstützung.

Giessen.

O. Behaghel.

Geschichte der indogermanischen Sprachwissenschaft. Zweiter Teil. Zweiter Band. Erste Lieferung. Berlin und Leipzig, De Gruyter & Co. 185 S. 8°. [Grundriss der igm. Sprach- und Altertumskunde, hrsg. von Debrunner und Sommer, II, 1.]

Der vorliegende Band handelt von Stellung und Gliederung des Germanischen, der grammatischen Literatur, von Wortforschung und den lebenden Mundarten. Er stammt noch aus der Feder von Wilhelm Streitberg; Victor Michels hat einzelne Punkte weitergeführt. Für die Lautlehre liegt noch eine ziemlich abgeschlossene Niederschrift von Streitberg vor; Formenlehre und Syntax hat er nicht mehr schreiben können. Es ist ein wahres Vergnügen, an der Hand des Buches die Geschichte der Probleme zu durchwandern; manches tritt wieder in helles Licht, von dem kaum wir Älteren, geschweige denn das jüngere Geschlecht noch eine Ahnung hat. Streitberg meistert vollkommen den umfangreichen Stoff; er berichtet nicht bloss, sondern nimmt überall mit wohl begründetem

Urteil Stellung zu dem Geleisteten, fast überall mit gerechter Verteilung von Licht und Schatten. Als unbillig empfinde ich jedoch einzelne Urteile über die Arbeiten von F. Wrede. Geradezu Fehlerhaftes ist mir in einem einzigen Fall aufgestossen: die Arbeit von Georg Faber teilt nicht die Anschauung von Kauffmann über die Bedeutung des Pfahlgrabens als Mundartscheide, sondern widerlegt gerade diese Meinung.

Mit den Anschauungen Streitbergs stimme ich fast überall rückhaltlos überein, so wenn er es ablehnt, für den germanischen Wortschatz eine starke Mischung mit dem Wortschatz vorgermanischer Völker anzunehmen, oder wenn er betont, dass Gotisch und Nordisch kaum vom Sprachforscher zur Einheit zusammengefasst werden dürfen. Als besonders anziehend und wertvoll hebe ich die Abschnitte über die Entwicklung der Mundartforschung und über die dem Griechischen entstammenden Lehnwörter hervor. Str. kann die Lieblingsanschauung von Kluge nicht teilen, dass jene Wörter zu einem grossen Teil über das Gotische zu uns gekommen seien, sondern schliesst sich Ulrich Stutz an, der den Weg der Einwanderung über Gallien führen lässt. Ich vertrete dieselbe Anschauung in der neuen Auflage meiner Geschichte der deutschen Sprache. Mit Recht auch nimmt St. im Gegensatz zu Kluge unmittelbare Herkunft von *pjarre* aus *parochia* an.

Möchte ein günstiges Geschick uns recht bald die Weiterführung des schönen Werkes durch Michels' Hand bescheren.

Giessen.

O. Behaghel.

Alois Walde, Vergleichendes Wörterbuch der indogermanischen Sprachen. Herausgegeben von Julius Pokorny. Bd. I, 1 u. 2. Lief. Bd. II, 8°. Lief. 1—4. Berlin und Leipzig, De Gruyter u. Co. 162 und 716 S.

Den grösseren Teil des vorliegenden Werkes hatte A. Walde bereits vollendet, als ihn ein schweres Geschick hinwegraffte. Es ist ein Werk des hingebendsten Fleisses, gründlichster Gelehrsamkeit; sorgfältige Kritik in der Abwägung verschiedener Möglichkeiten. Die Weiterführung und Vollendung des von Walde hinterlassenen Werkes verdanken wir der Mühewaltung von J. Pokorny¹; die slawischen Etymologien hat Vasmer durchgesehen, die germanischen F. Holthausen; Litauisches und Lettisches hat A. Senn in Kaunas überarbeitet. So ist ein Werk zustande gekommen, das auch für den Germanisten ein höchst wertvolles, ein unentbehrliches Hilfsmittel darstellt, ihm eine Fülle von Belehrung und Anregung bietet, freilich auch gelegentlich ein Gefühl des Unbehagens erzeugt. Denn die Zahl der Fälle, wo den von unserem Wörterbuch gebilligten Etymologien abweichende Auffassungen gegenüberstehen, ist höchst beträchtlich. Und noch ein Anderes erweckt Unbehagen: die grosse Zahl der Fälle, wo Wurzeln gleichen Lautes und verschiedener Bedeutung nebeneinander hergehen, z. B. acht Wurzeln *bher*, acht Wurzeln *bhel*. Es müsste einmal im Zusammenhang geprüft werden, ob in wirklich lebendigen Sprachen derartiges möglich ist.

Entschiedenem Widerspruch muss ich erheben gegen die Angabe, dass die germanischen Flussnamen auf *-apa* „aus dem Kelt. *abā* verschoben sind“. Gegen keltische

¹ Wenn nun im Text ein *mir scheint* begegnet, ist es da Walde oder Pokorny, der spricht?

Herkunft spricht entscheidend die Tatsache, dass diese Namen dem altkeltischen Gebiete südlich des Mains nahezu fremd sind. II, 142 u. 147: ahd. *gibuan* ist nicht belegt; weshalb as. *bōdlōs* angesetzt wird statt *bodlos*, nach ae. *botl*, den ahd. Namen mit *bodal*, ist mir unklar; die Angabe „ahd. bur m.“ stammt aus dem mhd. Wb. oder aus Lexer; Graff ist vorsichtiger gewesen und hat kein Geschlecht angegeben, wie denn tatsächlich keines bezeugt ist. 147: *gibod* ist auch as. und ahd. 169: dass *brehen* „plötzlich und stark aufleuchten“ bedeute, beruht auf einer freien Phantasie von Lexer, 169: ae. *bridel* hat nicht *brigidels* zur älteren Form. 391: ahd. *slēht* hat noch nicht die Bedeutung *schlecht*.

Giessen.

O. Behaghel.

Josef Schatz. Aithochdeutsche Grammatik. Göttingen 1927. Vandenhoeck und Ruprecht. VI u. 352 S. 8°. M. 12.

Neben Braunes grundlegender ahd. Grammatik und Baeseckes Einführung in die ahd. Laut- und Flexionslehre behauptet die Darstellung von Schatz ihr eigenes Recht. Sie lässt sich nicht auf Zusammenfassungen, auf gelegentlich höchstgewagte Konstruktionen ein wie Baesecke; die Erklärungsversuche treten stark zurück. Sie stellt sich ganz auf den Boden der unmittelbar bezeugten Tatsachen. So unterbleiben Rückschlüsse aus der späteren Zeit; es werden etwa die tirolischen Ortsbezeichnungen auf -aun, die über -ün auf lat.-roman. *ōne* zurückgehen, bei der Erörterung von *Rūma* aus *Rōma* nicht herangezogen. Aber so erhalten wir das wertvollste, reiche und zuverlässige Urkundenbuch des Ahd., das in mühsamer Arbeit alle vorhandenen Quellen ausgeschöpft hat und vielfältig bisher nicht Gebuchtes vorführt. Wo etwa Braune die Schicksale des germ. w in sieben Seiten darstellt, verwendet Schatz darauf nicht weniger als zehn Seiten. Ich gebe ein paar Bemerkungen zu Einzelheiten. S. 12: wenn Schatz das Nebeneinander von *giba* und *geba* aus dem Wechsel der Endungen erklärt, so hätte er das Gleiche auch für die Doppelung *fihu* — *fehu* tun können (*fihu* — *fehaus*). S. 16: zu den angeblichen Analogiebildungen *onda*, *chonda* hätte immerhin auf meine Bemerkung (Germ. 31, 382, Anm.) verwiesen werden können. Zu dem ahd. *i* aus roman. *ē* gehören auch *lampfrida* (*lampreta*) und *pfarfrit* (*paraveredus*) und doch auch der *Inn* (*Aenus*, *Oenus*), wobei freilich die heutige Lautgestalt noch der Erklärung bedarf. S. 21: dass *kāski* germ. *ū* habe, ist zweifelhaft; man hat es neuerdings gleich lat. *consciūs* gesetzt (Sperber, Wörter und Sachen 6, 56); *ū* aus lat.-rom. *ō* liegt auch vor in *lurra* (*lorea*), *spūnon* (*exponere*), *ūlla* (*ōlla*). S. 110: dass bei der Schreibung *phar* für *far* die Anlehnung an *pfarrer* eine Rolle gespielt habe, ist doch höchst unwahrscheinlich. S. 112: zu den Belegen von *f* aus Roman. *v* gehört auch *pfarfrit* aus *paraveredus*. S. 162: es ist Schatz entgangen, dass ich über den Ausfall von zwischenvokalischem *h* PBB. 44, 341 gehandelt habe. S. 164: dass auslautendes *h* anders gesprochen wurde als inlautendes, hätte bemerkt werden dürfen. S. 185: ich verweise auf meine Bemerkungen Germ. 31, 382; ihre Kenntnis würde Schatz wohl zu einer etwas anderen Darstellung veranlassen haben. S. 186: ob in *gidungan* Schwund des *w* vorliegt und nicht vielmehr Vokalisierung des *w* in der Schwundstufe, ist mir zweifelhaft. S. 189: „nach den Konsonanten *l*, *r*, *n* ist inlautendes *w* erhalten“: es muss wohl heissen: suffixales inl. w., sonst müsste der

Schluss von S. 287 zu S. 288 gezogen werden. Uebrigens wäre auch Otrfrids *eracar* für **erucar* erwähnenswert, das Baesecke seltsamerweise als *eracari* ansetzt.

Giessen.

O. Behaghel.

Franz Rolf Schröder. Die Parzivalfrage. München 1928. C. H. Beck. 8°. 81 S.

„Die ausserordentliche Bedeutung der iranischen Religion, ihr kaum zu überschätzender Einfluss auf den vorderen Orient und die Völker des Abendlandes im Zeitalter des Hellenismus und darüber hinaus bis in die späteren Jahrhunderte des Mittelalters ist erst in allerneuester Zeit erkannt und gewürdigt worden.“ Morgenländische Einwirkungen auf das Abendland hat Schröder mehrmals erfolgreich erwiesen, in der vorliegenden Schrift z. B. S. 3 die Erschaffung der Welt aus den Körperteilen eines Urriesen oder S. 33f. die Vorstellung von Frau Welt. Der Leitgedanke des Parzival, wie ihn Kyot enthält, soll manichäisch-gnostisch sein. Der Urmensch ist ein Teil des göttlichen Lichtes, der in der Urzeit in die Materie hinabsank oder auch hinabgelockt und von den feindlichen Mächten der Finsternis besiegt und festgehalten wurde. S. 12 stellt Schröder nach dem Werk des Mahmud Sabistari (1311) die Formel auf, die in der Handlung des Parzival wiederkehren soll. Der Parzival ist eine Entwicklungsgeschichte der menschlichen Seele, der vollkommene Mensch wird herabgezogen und steigt wieder aufwärts zum Himmel. Den krönenden Abschluss des ersten Teils bildet Parzivals Aufnahme in die Tafelrunde: „dies war der tiefste Punkt seines Abstiegs, dem Punkt der göttlichen Einheit entgegengesetzt. Eine unendliche Menge von Handlungen geschahen von ihm, bei denen er seinem Ausgangspunkt entgegengesetzt war. Zorn trat in ihm hervor und Begierde, und aus ihnen erhoben sich Geiz, Gier und Hochmut. Tadelnswerte Erscheinungen wurden in ihm aktuell (!), er wurde ärger als Tier, Dämon oder Bestie“. Nach solchen Proben des Vergleiches wird behauptet, jeder Satz des persischen Lehrgedichtes entspräche einem der Hauptzüge der Parzivalhandlung! „Swerc niht geloubt, der sündet.“ Auf Goethes Faust mit der Walpurgisnacht möchte der Vergleich eher passen als auf Parzival. Der Gemeinplatz aller Ritterromane, die Befreiung einer von ihren Freiern bedrängten Frau, wird also gedeutet: „Parzival ist der Erlöser und zugleich der Freier, der die Seele (Kondwiramurs) aus der Not und aus dem Elend der Materie (Pelrapeire) errettet, in der sie vom bösen Dämon (Clamide) gefangen gehalten wird.“ Man glaubt sich in die Tage der Romantik, zu Kreuzers Symbolik, zurückversetzt. Aber wer Einwände erhebt, bestätigt nur, dass er „das innerste Wesen der Parzivaldichtung noch immer durchaus verkennt“. Zum persischen Glauben gehört auch eine Himmelsreise, die zwar nicht Parzival, aber Flegetanis unternimmt: „die Parallele mit Parzival ist so schlagend, dass ein Zusammenhang nicht abgewiesen werden kann“ (S. 39). Graal ist nicht das südfranzösische Wort für Gefäß, „das Wort muss ursprünglich einen heiligen Gegenstand, ein Idol oder dergleichen bezeichnet haben, zu dem Stufen (gradus) emporführten, die die einzelnen Himmelsphären symbolisch darstellten“. Dieses seltsame „Ding“, wie Wolfram den Gral nennt, trägt eine Jungfrau in den Händen herein. Ich vermag mir von dem Stufengral wirklich kein Bild zu machen! Die byzantinische Messe, die